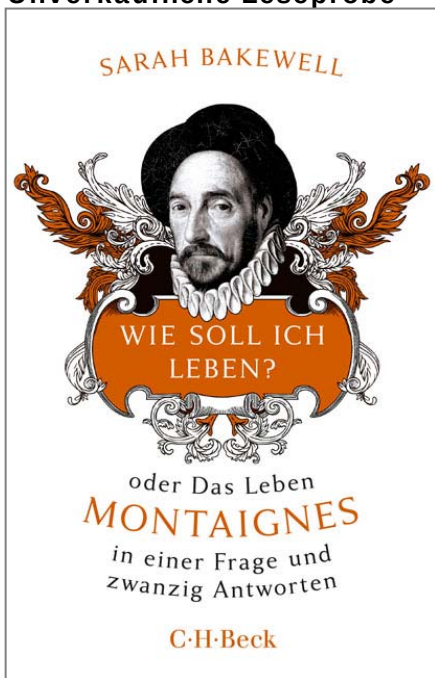


Unverkäufliche Leseprobe



Sarah Bakewell

Wie soll ich Leben?

Oder Das Leben Montaignes in einer Frage
und zwanzig Antworten

2016. 416 S.: mit 14 Abbildungen und 2 Karten.
Broschiert

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/16551112>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

C·H·Beck

PAPERBACK

Lies viel, vergiss das meiste wieder, und sei schwer von Begriff! – Habe ein Hinterzimmer in deinem Geschäft! – Tu etwas, was noch nie zuvor jemand getan hat! – Mach deinen Job gut, aber nicht zu gut! – Philosophie nur zufällig! – Bedenke alles, bereue nichts! – Mit diesen und anderen Antworten auf die *eine* Frage «Wie soll ich leben?» führt Sarah Bakewell durch das ungewöhnliche Leben des Weingutbesitzers, Liebhabers, Essayisten, Bürgermeisters und Reisenden Michel de Montaigne. Dabei gelingt ihr das Kunststück, ihn ganz im 16. Jahrhundert, im Zeitalter der Religionskriege, zu verorten und gerade dadurch für unsere Zeit verständlich zu machen. Wie soll man Montaigne lesen? Nicht wie ein Kind, um sich zu amüsieren, und nicht wie die Ehrgeizigen, um sich zu belehren. «Nein. Lesen Sie ihn, um zu leben!», empfahl der große Flaubert.

Das Buch wurde in den USA mit dem «National Book Critics Circle Award for Biography» und in Großbritannien mit dem «Duff Cooper Prize for Non-Fiction» ausgezeichnet. In der *New York Review of Books* wurde es von Mark Lilla als «eine bezaubernde Einführung in Leben und Denken Montaignes und ein großes Lesevergnügen» gerühmt. «Hier ist eine Autorin, deren Liebe zu ihrem Gegenstand ansteckend ist.»

Sarah Bakewell lebt als Schriftstellerin in London, wo sie außerdem Creative Writing an der City University lehrt und für den National Trust seltene Bücher katalogisiert. Bei C.H.Beck erschien außerdem «Das Café der Existenzialisten. Freiheit, Sein und Aprikosencocktails» (2016).

Sarah Bakewell

Wie soll ich leben?

oder Das Leben Montaignes
in einer Frage und
zwanzig Antworten

Aus dem Englischen
von Rita Seuß

C. H. Beck

Dieses Buch erschien zuerst 2012 in gebundener Form.

2. Auflage. 2012

3. und 4. Auflage. 2013

Sonderausgabe in der C.H.Beck Jubiläumsedition 2013

unter dem Titel «Das Leben Montaignes

in einer Frage und zwanzig Antworten»

Titel der englischen Originalausgabe:

«How To Live or A Life of Montaigne

in one question and twenty attempts at an answer»

Copyright © Sarah Bakewell 2010

Zuerst erschienen 2010 bei Chatto & Windus, London

Mit 14 Abbildungen und 2 Karten

1. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2016

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2012

Gesetzt aus der Dante MT bei Fotosatz Amann,

Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlagentwurf: Geviert, Grafik & Typografie,

Christian Otto

Umschlagabbildung: Porträt von Michel de Montaigne,

französische Schule, 17. Jahrhundert,

© The Bridgeman Art Library

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69780 7

www.chbeck.de

Für Simo

Inhalt

Wie soll ich leben?

Michel de Montaigne in einer Frage
und zwanzig Versuchen,
eine Antwort zu geben 11

1 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Habe keine Angst vor dem Tod!
«... am Rande der Lippen zu hängen» 21

2 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Lebe den Augenblick!
Anfangen zu schreiben 32
Bewusstseinsstrom 42

3 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Werde geboren!
Micheau 49
Das Experiment 62

4 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Lies viel, vergiss das meiste wieder,
und sei schwer von Begriff!
Lesen 76
Montaigne, der Langsame und Vergessliche 81
Der junge Montaigne in unruhigen Zeiten 86

5 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Verkrafte Liebe und Verlust!

La Boétie: Liebe und Tyrannei 103

La Boétie: Tod und Trauer 117

6 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Bediene dich kleiner Tricks!

Einübung in die Kunst des Lebens 125

Montaigne in der Knechtschaft 134

7 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Stelle alles in Frage!

Ich weiß, dass ich nichts weiß,

und nicht einmal das weiß ich sicher 140

Tiere und böse Geister 152

Eine gewaltige Verführungsmaschinerie 160

8 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Habe ein Hinterzimmer
in deinem Geschäft!

Nur mit einer Pobacke 173

Praktische Verantwortung 186

9 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Sei gesellig! Lebe mit anderen!

Eine fröhliche und gesellige Weisheit 191

Offenheit, Gnade und Grausamkeit 195

10 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Erwache aus dem Schlaf
der Gewohnheit!

Alles ist eine Frage des Standpunkts 204

Edle Wilde 212

- 11 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Finde das rechte Maß!
Reguliere die Temperatur! 218
- 12 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Bewahre dir deine Menschlichkeit!
Terror 224
Ein Held 236
- 13 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Tu etwas, was noch nie zuvor
jemand getan hat!
Ein barocker Bestseller 242
- 14 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Schau dir die Welt an!
Reisen 248
- 15 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Mache deinen Job gut,
aber nicht zu gut!
Bürgermeister 266
Moralische Einwände 274
Missionen und Morde 280
- 16 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Philosophiere nur zufällig!
Fünfzehn Engländer und ein Ire 298
- 17 Frage: Wie soll ich leben?
Antwort: Bedenke alles, bereue nichts!
Je ne regrette rien 311

18 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Gib die Kontrolle auf!

Tochter und Schülerin 316

Die Herausgeberkriege 328

Montaigne remixed und embabouyné 333

19 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Sei gewöhnlich und
unvollkommen!

Sei gewöhnlich! 342

Sei unvollkommen! 344

20 Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Das Leben sei die Antwort!

Nicht das Ende 348

Dank 357

Zeittafel 359

Anmerkungen 362

Literatur 405

Bildnachweis 412

Personenregister 413

Wie soll ich leben?

*Michel de Montaigne in einer Frage
und zwanzig Versuchen,
eine Antwort zu geben*

Die Welt des 21. Jahrhunderts ist voll von Menschen, die sich intensiv mit sich selbst beschäftigen. Ein halbstündiger Streifzug durch das Meer von Blogs und Tweets, von Tubes, Spaces, Faces, Pages und Pods erbringt eine reiche Ausbeute an Individuen, die von sich selbst fasziniert sind und nach Aufmerksamkeit gieren. Sie kreisen um sich selbst. Sie schreiben Tagebuch, sie chatten und stellen ihre Fotos ins Netz. Hemmungslos extrovertiert, sind sie zugleich auf beispiellose Weise introspektiv. In einer gemeinsamen großen Feier des Ichs teilen Blogger und Networker ihre intimsten Erfahrungen miteinander.

Ein paar Optimisten haben versucht, diesen globalen geistigen Austausch zum Ausgangspunkt einer neuen Art der Kommunikation zu machen. Der Historiker Theodore Zeldin hat die Webseite «The Oxford Muse» ins Leben gerufen und fordert die Menschen auf, ihr Alltagsleben, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten in kurzen Selbstporträts zu beschreiben, die von anderen gelesen und kommentiert werden können. Für Zeldin ist diese öffentliche Form der Selbstdarstellung der beste Weg, Vertrauen und Kooperation zu fördern und stereotype Vorstellungen von Menschen aus anderen Ländern durch ein realistisches Bild von Individuen zu ersetzen. Das große Abenteuer unserer Zeit, sagt er, bestehe darin, «zu entdecken, wer diese Welt bewohnt, und zwar jeden Einzelnen». «The Oxford Muse» ist daher angefüllt mit persönlichen Texten und Interviews, die Titel tragen wie:

Warum eine gebildete Russin als Reinigungskraft in Oxford arbeitet.
Warum der Friseurberuf das Perfektionsbedürfnis befriedigt.

Wie man anhand eines Selbstporträts erkennt, dass man nicht der ist,
der man zu sein glaubt.
Was man entdecken kann, wenn man nicht trinkt oder tanzt.
Warum man schriftlich mehr über sich preisgibt als mündlich.
Wie man gleichzeitig erfolgreich und faul sein kann.
Wie ein Koch seine Menschenfreundlichkeit zum Ausdruck bringt.

Indem die Teilnehmer beschreiben, worin sie sich von allen anderen unterscheiden, verraten sie, was sie mit allen anderen gemeinsam haben: ihr Menschsein.

Diese Idee, über sich selbst zu schreiben und damit anderen einen Spiegel vorzuhalten, existierte durchaus nicht immer. Sie musste erst in die Welt gesetzt werden. Und anders als bei vielen anderen kulturellen Erfindungen lässt sich in diesem Fall eine bestimmte Person als Schöpfer dingfest machen: Michel Eyquem de Montaigne, ein Adliger, Staatsbeamter und Besitzer eines Weinguts, der zwischen 1533 und 1592 im Périgord im südwestlichen Frankreich lebte.

Montaigne etablierte diese Idee schlicht dadurch, dass er sie praktisch umsetzte. Anders als den meisten Memoirenschreibern seiner Zeit ging es ihm nicht darum, seine Verdienste und Leistungen zu dokumentieren. Er lieferte auch keinen Augenzeugenbericht historischer Ereignisse, obwohl er auch das hätte tun können: Er lebte in einer Zeit der religiösen Bürgerkriege, die sein Land verwüsteten, während die Idee zu den *Essais* in ihm reifte und er zu schreiben begann. Seine Generation wuchs ohne jenen hoffnungsvollen Idealismus auf, der die Generation seines Vaters geprägt hatte. Montaigne trotzte den Wirrnissen seiner Zeit, bewirtschaftete sein Landgut, nahm als Gerichtsrat an Prozessen teil und führte Bordeaux als Bürgermeister mit so leichter Hand wie niemand vor und wie niemand nach ihm. Und während dieser ganzen Zeit schrieb er introspektive, ziellos mäandernde Texte, denen er schlichte Titel gab:

Über die Freundschaft
Über die Menschenfresser
Über den Brauch, Kleider zu tragen
Wie wir über ein und denselben Gegenstand lachen und weinen

Über Namen
Über Gerüche
Über Grausamkeit
Über die Daumen
Wie unser Urteilsvermögen sich selbst behindert
Über die Ablenkung
Über Wagen
Über die Erfahrung

Insgesamt verfasste er einhundertsieben solcher *Essais*. Manche sind ein, zwei Seiten lang, andere sehr viel umfangreicher, so dass neuere Gesamtausgaben als dicke Wälzer daherkommen. Diese *Essais* wollen weder rechtfertigen noch belehren. Montaigne präsentiert sich in ihnen als jemand, der alles notierte, was ihm durch den Kopf ging, sobald er die Feder zur Hand nahm, um Begegnungen und Bewusstseinszustände festzuhalten. Diese Erfahrungen bildeten für ihn den Ausgangspunkt, um sich Fragen zu stellen, allen voran die große Frage, die ihn wie viele seiner Zeitgenossen bewegte und die sich in vier Worten fassen lässt: «Wie soll ich leben?»

Das ist nicht dasselbe wie die ethische Frage: «Wie sollte man leben?» Moralische Zwickmühlen interessierten Montaigne zwar auch, aber sein Interesse galt weniger dem, was die Leute tun sollten, als dem, was sie tatsächlich taten. Er wollte wissen, wie man ein gutes Leben führen kann: ein richtiges und redliches Leben, das gleichzeitig zutiefst menschlich, befriedigend und gedeihlich ist. Diese Frage drängte ihn zum Schreiben und Lesen über das menschliche Leben in Gegenwart und Vergangenheit. Er machte sich unablässig Gedanken über die Gefühle und Motive, die hinter dem steckten, was die Menschen taten. Und da er mit sich selbst das Exemplar eines solchen Menschen vor Augen hatte, der seinen alltäglichen Geschäften nachging, machte er sich ebenso viele Gedanken über sich selbst.

«Wie soll ich leben?» ist eine pragmatische Frage, die sich in eine Vielzahl gleichermaßen pragmatischer Fragen aufsplittert. Wie alle Menschen rang auch Montaigne mit den großen Rätseln der menschlichen Existenz: mit der Todesangst, dem Tod seiner Kinder und dem Verlust eines geliebten Freundes, mit dem eigenen Scheitern und der Frage, wie man aus jedem Augenblick das Beste machen kann, um das

Leben voll auszuschöpfen. Aber auch alltäglichere Fragen beschäftigten ihn: Wie entgeht man einem fruchtlosen Streit mit seiner Frau oder einem Bediensteten? Wie ist ein Freund zu beruhigen, der sich einbildet, er sei verhext worden? Wie kann man eine weinende Nachbarin aufmuntern? Wie sein eigenes Haus schützen? Was ist die beste Strategie, wenn man sich in der Gewalt bewaffneter Räuber befindet, die nicht wissen, ob sie einen töten oder als Geisel festhalten sollen? Ist es klug, sich einzumischen, wenn man die Erzieherin seiner Tochter etwas sagen hört, was den eigenen Grundsätzen widerspricht? Wie geht man mit einem üblen Raufbold um? Was sagt man seinem Hund, der zum Spielen ins Freie will, während man selbst lieber am Schreibtisch sitzen und an seinem Buch weiterarbeiten möchte?

Montaigne gibt keine abstrakten Antworten, sondern teilt uns mit, was er selbst in der jeweiligen Situation getan hat. Er liefert uns die konkreten Details – und manchmal noch viel mehr. Ohne besonderen Grund teilt er uns mit, das einzige Obst, das er gern esse, seien Melonen; dass er Sex lieber im Liegen als im Stehen mache; dass er nicht singen könne, anregende Gesellschaft schätze und im Eifer des Gefechts manchmal Rundumschläge austeile. Er beschreibt aber auch Gefühle, die schwerer in Worte zu fassen oder auch nur wahrnehmbar sind: Wie es ist, faul zu sein, mutig oder unentschlossen; wenn man seiner Eitelkeit nachgibt oder versucht, sich von einer alles beherrschenden Angst zu befreien. Er schreibt sogar über das schiere Gefühl, am Leben zu sein.

Montaigne beschäftigte sich mehr als zwanzig Jahre lang mit solchen Phänomenen, er stellte sich selbst immer wieder in Frage und zeichnete schreibend ein Bild seiner Person. Auf diese Weise entstand ein sich beständig veränderndes Selbstporträt, das bis heute so lebendig ist, dass der Leser das Gefühl hat, Montaigne trete aus den Buchseiten heraus, setze sich neben ihn und lese mit. Montaigne sagt zuweilen überraschende Dinge. Vieles hat sich verändert, seit Montaigne vor fast fünfhundert Jahren geboren wurde, und weder die von ihm geschilderten Verhaltensweisen noch die Ansichten und Überzeugungen sind für uns heute immer nachvollziehbar. Dennoch: Montaigne zu lesen bedeutet, erschrocken festzustellen, wie vertraut er uns ist. Der zeitliche Abstand zwischen ihm und dem Leser des



Michel de Montaigne um 1588,
Bleistiftzeichnung von François
Quesnel. Es dürfte sich hier
um das authentischste Porträt
Montaignes handeln.

21. Jahrhunderts scheint aufgehoben. Viele Leser erkennen sich in ihm in ähnlicher Weise wieder, so wie die Besucher der Webseite «The Oxford Muse» in der Geschichte der gebildeten russischen Putzfrau oder in der Beschreibung eines Menschen, der aufs Tanzen verzichtet, Facetten ihrer selbst erkennen.

Der Journalist Bernard Levin schrieb 1991 in einem Artikel für die *Times*: «Jeder Leser Montaignes lässt irgendwann das Buch sinken und fragt ungläubig: 'Woher wusste er das alles über mich?'» Die Antwort lautet natürlich, dass er es wusste, weil er über sich selbst Bescheid wusste. Umgekehrt verstehen ihn die Leser, weil auch sie «das alles» schon aus eigener Erfahrung wissen. Blaise Pascal, ein obsessiver Montaigne-Leser, schrieb im 17. Jahrhundert: «Nicht bei Montaigne, sondern in mir selbst finde ich alles, was ich dort sehe.»

Virginia Woolf stellte sich vor, wie die Menschen an Montaignes literarischem Selbstporträt vorbeispazieren wie Besucher vor den Bildern in einem Museum. Sie bleiben stehen und beugen sich vor, um durch die Spiegelung im Glas hindurchzusehen. «Immer stehen eine Menge Menschen vor dem Bilde, schauen in seine Tiefe, sehen ihre eigenen Gesichter darin gespiegelt, sehen um so mehr, je länger sie schauen, und wissen nie so recht zu sagen, was sie da eigentlich sehen.»

Das Gesicht des Porträts und ihr eigenes fließen ineinander. Das war für Virginia Woolf die Art und Weise, wie Menschen generell aufeinander reagieren:

Wie wir in Omnibussen und Untergrundbahnen einander gegenüber-sitzen, schauen wir in den Spiegel [...]. Und die Romanciers werden künftig immer mehr die Bedeutung dieser Spiegelungen wahrnehmen, denn selbstverständlich gibt es nicht nur eine Spiegelung, sondern eine nahezu unendliche Anzahl; dies werden die Tiefen sein, die sie ergründen, dies die Phantasie, die sie verfolgen werden.

Montaigne war der erste Schriftsteller, dessen Texte genau diesen Effekt haben sollten. Den Stoff dafür schöpfte er aus seinem eigenen Leben, er erörterte keine abstrakten philosophischen Probleme und schilderte keine fiktionalen Begebenheiten. Er war ein sehr menschlicher Schriftsteller und ein sehr kommunikativer obendrein. Würde er heute leben, im Zeitalter der Massenkommunikation per Internet, würde er gewiss staunen, in welchem Ausmaß dieser Austausch möglich geworden ist. Es sind nicht Dutzende oder Hunderte Besucher eines Museums, sondern Millionen Menschen, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln gespiegelt sehen.

Die Wirkung – zu Montaignes Zeit ebenso wie heute – kann berauschend sein. Ein Bewunderer Montaignes im 17. Jahrhundert, Étienne Tabourot des Accords, sagte, wer die *Essais* lese, habe das Gefühl, sie selbst geschrieben zu haben. Mehr als zweihundertfünfzig Jahre später drückte Ralph Waldo Emerson dies fast in denselben Worten aus: «Es war mir, als ob ich es in irgendeinem früheren Leben selbst geschrieben hätte.» André Gide schrieb im 20. Jahrhundert: «Ich habe ihn mir so zu eigen gemacht, dass es mir vorkommt, er sei ich selbst.» Und Stefan Zweig, der von den Nationalsozialisten ins Exil gezwungen wurde, fand kurz vor seinem Freitod in Montaigne seinen einzigen wahren Freund: «Hier ist ein Du, in dem mein Ich sich spiegelt, hier ist die Distanz aufgehoben, die Zeit von Zeiten trennt. Nicht ein Buch ist mit mir, nicht Literatur, nicht Philosophie, sondern ein Mensch, dem ich Bruder bin. [...] Nehme ich die «Essais» zur Hand, so verschwindet im halbdunklen Raum das bedruckte Papier. [...] Vierhundert Jahre sind verweht wie Rauch.»

Begeisterte Leser heute urteilen im Internet ähnlich. Einer nennt die *Essais* «kein Buch, sondern einen Begleiter durchs Leben». Der Nächste prophezeit, dieses Buch werde «der beste Freund werden, den du jemals hattest». Und ein Leser, der das Buch auf seinem Nachttisch liegen hat, bedauert, dass es (in der vollständigen Ausgabe) «zu groß ist, um es mit sich herumzutragen». «Das ist Lesestoff für ein ganzes Leben», sagt ein anderer. «Dieser dicke fette Klassiker liest sich, als wäre er erst gestern geschrieben worden. Wenn Montaigne heute leben würde, wäre er längst in der Zeitschrift *Hello!* gelandet.»

All das ist deshalb möglich, weil die *Essais* keine tiefere «Bedeutung» haben, auf nichts hinaus- und nichts beweisen wollen. Sie belassen dem Leser seine Freiheit. Montaigne lässt seine Gedanken aus sich herausströmen, und es kümmert ihn nicht, wenn er auf einer Seite etwas sagt und zwei Seiten später oder schon im nächsten Satz genau das Gegenteil behauptet. Sein Motto hätte er Walt Whitman entnehmen können:

Widerspreche ich mir selber?
Dann widerspreche ich mir eben,
(Ich bin groß, ich enthalte Vielheiten).

Alle paar Sätze betrachtet er die Dinge aus einer anderen Perspektive und ändert die Blickrichtung. Er folgt seinen irrationalen und träumerischen Gedanken und schreibt sie auf: «So vermag ich den Gegenstand meiner Darstellung nicht festzuhalten, denn auch er wankt und schwankt in natürlicher Trunkenheit einher.» Dem Leser steht es frei, ihm zu folgen oder ihn allein weitermäandern zu lassen. Früher oder später werden sich ihre Wege erneut kreuzen.

Mit dieser Art zu schreiben begründete Montaigne ein ganz neues Genre – und erfand dafür sogar einen neuen Begriff: *Essais*. *Essayer* bedeutet im Französischen «versuchen». Etwas zu versuchen heißt, es zu testen, es auszuprobieren. Ein Montaigne-Interpret des 17. Jahrhunderts verglich die *Essais* mit dem Abfeuern einer Pistole, um zu sehen, wie gut sie trifft, oder mit dem Aufsitzen auf einem Pferd, um zu sehen, wie es sich reiten lässt. Montaigne jedenfalls entdeckte, dass die Pistole wie wild durch die Gegend feuerte und das Pferd durchging, aber das

störte ihn nicht weiter. Er freute sich, dass sich sein Werk so unvorhersehbar entwickelte.

Eine solche literarische Revolution im Alleingang hatte er wahrscheinlich gar nicht geplant, doch im Nachhinein war ihm sehr wohl bewusst, was er zu Papier gebracht hatte: «Mein Buch ist auf der Welt das einzige seiner Art», schrieb er, «geplant planlos, gleichsam Wildwuchs.» Jedenfalls ohne ein festes Konzept. Die *Essais* sind nicht in geordneter Folge vom Anfang bis zum Ende durchgeschrieben, sondern zwischen 1572 und 1592 Schicht um Schicht gewachsen wie ein Korallenriff. Das Einzige, was dieses Wachstum zum Stillstand brachte, war Montaignes Tod.

Andererseits könnte man sagen, dass sein Projekt bis heute nicht an ein Ende gekommen ist. Es wächst immer weiter, nicht durch unentwegtes Fortschreiben, sondern durch unentwegte Lektüre. Angefangen mit dem ersten Nachbarn oder Freund im 16. Jahrhundert, der Montaignes Entwurf auf dessen Schreibtisch durchblättert, bis zum letzten Menschen (oder einem anderen mit Bewusstsein begabten Wesen), der es von der Datenbank einer künftigen virtuellen Bibliothek abrufen wird, bedeutet jede neue Lektüre einen neuen *Essais*-Band. Die Leser nähern sich ihm aus ihrer ganz persönlichen Perspektive und bringen ihre eigenen Lebenserfahrungen ein. Gleichzeitig werden diese Erfahrungen durch Trends genährt, die unablässig kommen und gehen. Wer vierhundertdreißig Jahre Montaigne-Lektüre Revue passieren lässt, erkennt, wie sich diese Trends aufbauen und wieder verschwinden wie Wolken am Himmel oder wie Menschentrauben am Bahnsteig zwischen zwei Pendlerzügen. Jede Interpretation ist ihrer Zeit verhaftet. Dann taucht plötzlich eine neue Art und Weise auf, Montaigne zu lesen, und die alte wird so unzeitgemäß, dass sie bald nur noch Historikern verständlich ist.

Die *Essais* sind also viel mehr als nur ein Buch. Sie sind ein Dialog mit Montaigne über die Jahrhunderte hinweg, und am Anfang steht jedes Mal der Ausruf: «Woher wusste er das alles über mich?» Gleichzeitig mit dieser Begegnung von Autor und Leser vollzieht sich ein kontinuierlicher Dialog zwischen den Lesern. Ob bewusst oder nicht: Jede Generation nähert sich Montaigne mit Erwartungen, die von ihren Zeitgenossen und von Lesern früherer Generationen geweckt wurden.

Mit der Zeit erweitert sich dieser Kreis von Lesern immer mehr. Aus einer kleinen privaten Festivität wird ein großes, rauschendes Bankett mit Montaigne als unfreiwilligem Gastgeber.

Dieses Buch handelt von Montaigne, dem Menschen und Schriftsteller. Es handelt aber auch von jenem großen Montaigne-Fest, von den öffentlichen und privaten Dialogen über einen Zeitraum von vierhundertdreißig Jahren. Ein ungewöhnlicher und holpriger Weg, denn Montaignes Buch bewegte sich nicht durch die Zeit wie ein Kieselstein, der vom Flusswasser glattgeschliffen wird. Es wurde vielmehr hin und her geworfen, nahm unterwegs Material auf und stieß immer wieder auf Hindernisse. Auch das vorliegende Buch lässt sich von der Strömung mitnehmen. Es verläuft «geplant planlos» und folgt keinem festen Kurs. Zunächst hält es sich strenger an die Person: an Montaignes Leben, seine Persönlichkeit und seinen literarischen Werdegang. Später löst es sich davon und erzählt Geschichten über Montaignes *Essais* und seine Leser – bis in die unmittelbare Gegenwart. Es ist ein Buch des 21. Jahrhunderts und erzählt damit unweigerlich von einem Montaigne des 21. Jahrhunderts. Wie es in einem seiner Lieblingssätze heißt: Wir können unserer eigenen Sichtweise nie entkommen. Wir müssen mit unseren eigenen Beinen gehen und können nur auf unserem eigenen Hintern sitzen.

Die meisten Menschen, die Montaignes *Essais* lesen, erwarten sich etwas ganz Bestimmtes. Sie suchen Unterhaltung, Erleuchtung, historische Einsichten oder etwas Persönlicheres. Einer Freundin, die wissen wollte, wie sie Montaigne lesen solle, empfahl Gustave Flaubert:

Lesen Sie ihn nicht, wie die Kinder lesen, um sich zu vergnügen, noch wie die Ehrgeizigen lesen, um sich zu bilden. Nein, lesen Sie, um zu leben.

Unter dem Eindruck von Flauberts Empfehlung greife ich die zentrale Frage der Renaissance auf: «Wie soll ich leben?», und benutze sie als Seil, an dem ich mich entlanghangle, um einen Weg durch das Dickicht von Montaignes Leben und Nachleben zu finden. Die Frage bleibt das ganze Buch hindurch stets dieselbe, aber jedes Kapitel setzt zu einer neuen Antwort an, wie sie Montaigne selbst gegeben haben könnte.

Tatsächlich beantwortete er für gewöhnlich Fragen mit neuen Fragen und mit einer Vielzahl von Anekdoten, die oft in unterschiedliche Richtungen weisen und zu widersprüchlichen Schlussfolgerungen führen. Und diese Fragen und Geschichten waren seine Antworten oder Möglichkeiten, der Frage auf den Grund zu gehen.

Daher hat auch jeder der zwanzig Antwortversuche dieses Buches die Form einer Anekdote: einer Episode oder eines Themas aus Montaignes Leben oder dem Leben seiner Leser. Es sind keine endgültigen Antworten, doch in diesen zwanzig «Versuchen», eine Antwort zu geben, werden wir Gesprächsfetzen jenes Dialogs über die Jahrhunderte aufgreifen. Wir werden aber auch die Gesellschaft Montaignes selbst genießen, der ein genialer Gesprächspartner und Gastgeber ist.

Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Habe keine Angst vor dem Tod!

«... am Rande der Lippen zu hängen»

Montaigne war nicht immer ein geselliger Mensch. In seiner Jugend, während seine Freunde tanzten, lachten und tranken, saß er manchmal in düsteren Gedanken abseits. Seine Freunde erkannten ihn dann gar nicht wieder, denn er flirtete sonst gern mit den Frauen oder diskutierte leidenschaftlich über eine neue Idee, die ihn beschäftigte. Seine Freunde fragten sich in solchen Momenten, ob er sich über irgendeine Bemerkung von ihnen geärgert habe. Wie er später in seinen *Essais* bekannte, nahm er jedoch in dieser trüben Stimmung seine Umgebung kaum wahr. Inmitten des geselligen Treibens dachte er über eine beängstigend wahre Geschichte nach, die er irgendwo gehört hatte – beispielsweise über den jungen Mann, der ein paar Tage zuvor nach einem ähnlichen Fest über leichtes Fieber geklagt hatte und daran gestorben war, noch bevor seine Freunde ihren Kater überwunden hatten. Wenn der Tod so heimtückisch sein konnte, dann war auch er selbst, Montaigne, nur durch eine hauchdünne Membran vom Nichts getrennt. Seine Todesfurcht wurde so groß, dass sie ihm seine ganze Lebensfreude nahm.

Mit zwanzig litt Montaigne unter dieser Obsession, weil er sich zu intensiv mit den antiken Philosophen beschäftigt hatte. Der Tod war ein Thema, über das die klassischen Autoren unermüdlich nachdachten. Cicero fasste ihren zentralen Gedanken in dem Satz zusammen: «Philosophieren heißt sterben lernen.» Diesen Ausspruch sollte Montaigne später als Titel eines seiner *Essais* verwenden.

Doch wenn seine Probleme mit einem Zuviel an Philosophie in einem Alter begannen, in dem man für Eindrücke besonders empfäng-

lich ist, so verschwanden sie nicht einfach, als er erwachsen wurde. Mit dreißig, also in einem Alter, in dem man eine abgeklärtere Sichtweise erwarten könnte, empfand Montaigne die niederschmetternde Nähe des Todes stärker als je zuvor, denn jetzt war er auch persönlich betroffen. Der Tod war nicht länger eine abstrakte, sondern eine reale Bedrohung, denn er raffte Menschen hinweg, die ihm nahestanden. 1563, als Montaigne dreißig Jahre alt war, starb sein bester Freund Étienne de La Boétie an der Pest. 1568 starb sein Vater, wahrscheinlich an Komplikationen nach einer Nierenkolik. Im Frühjahr des folgenden Jahres verlor Montaigne seinen jüngeren Bruder Arnaud de Saint-Martin bei einem ungewöhnlichen Sportunfall. Er selbst hatte zu dem Zeitpunkt gerade geheiratet. Das erste Kind aus dieser Ehe starb mit nur zwei Monaten im August 1570. Montaigne musste den Tod vier weiterer seiner Kinder erleben. Nur eine Tochter erreichte das Erwachsenenalter. Diese Schicksalsschläge machten zwar den Tod als Bedrohung konkreter, aber das war alles andere als tröstlich. Montaignes Ängste waren so stark wie zuvor.

Der schmerzlichste Verlust für ihn war sicherlich der Tod seines Freundes La Boétie, den er über alles liebte, doch der größte Schock muss der Tod seines Bruders Arnaud gewesen sein. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, als er beim Paume-Spiel, einem Vorläufer des heutigen Tennis, von einem Ball am Kopf getroffen wurde. Es kann kein sehr heftiger Schlag gewesen sein, denn er blieb ohne unmittelbare Wirkung. Fünf, sechs Stunden später jedoch verlor Arnaud das Bewusstsein und starb, wahrscheinlich an einem Blutgerinnsel oder einer Hirnblutung. Niemand konnte es fassen, dass ein kerngesunder junger Mann durch etwas so Harmloses so schnell aus dem Leben gerissen werden konnte. Es ergab keinen Sinn und war noch viel beängstigender als die Geschichte des jungen Mannes, der an einem Fieber gestorben war. «Wie kann man angesichts der Tatsache, dass dergleichen Fälle sich so häufig, ja Tag für Tag vor unsren Augen ereignen», schrieb Montaigne über Arnaud, «die Gedanken an den Tod abschütteln und die Empfindung, dass er uns jeden Augenblick am Kragen gepackt hält?»

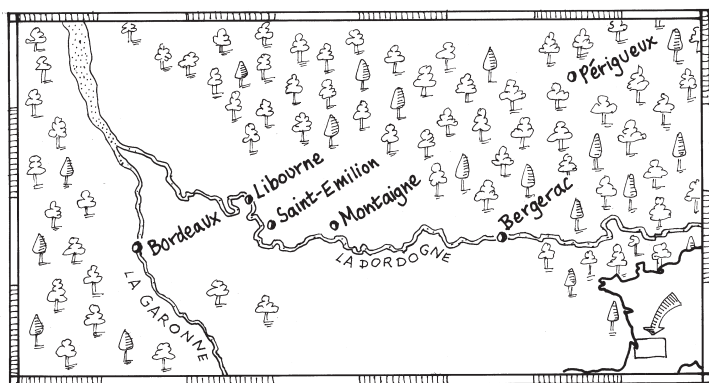
Er konnte sich von diesem Gedanken einfach nicht befreien, und er wollte es auch nicht. Auch stand er nach wie vor unter dem Eindruck

seiner philosophischen Lektüre. «Bedenken wir nichts so oft wie den Tod», schrieb er in einem frühen *Essai* zu diesem Thema:

Stellen wir ihn jeden Augenblick und in jeder Gestalt vor unser inneres Auge. Fragen wir uns beim Stolpern eines Pferdes, bei einem herabstürzenden Ziegel, beim geringsten Nadelstich immer wieder sogleich: «Wie, könnte das nicht der Tod persönlich sein?»

Wenn man sich seinen eigenen Tod nur oft genug vor Augen führe, behaupteten seine Lieblingsphilosophen, die Stoiker, könne er einen nicht mehr überraschen und verliere seinen Schrecken. Wenn man auf ihn vorbereitet sei, könne man ohne Furcht vor ihm leben. Doch Montaigne stellte fest, dass das genaue Gegenteil stimmte. Je eindringlicher er sich vor Augen hielt, was ihm oder seinen Freunden alles zustoßen konnte, desto unruhiger wurde er. Selbst wenn es ihm für einen flüchtigen Augenblick gelang, den Gedanken abstrakt zu akzeptieren, so konnte er sich doch niemals konkret an ihn gewöhnen. Seinen Geist beherrschten Bilder von Verletzungen und Fieberkrankheiten, von Menschen, die an seinem Sterbebett weinten, und von der «Berührung durch eine vertraute Hand», die sich zum Abschied auf seine Stirn legte. Er stellte sich vor, wie sich die Welt um die Lücke schloss, die sein Tod gerissen hatte; wie seine Kleider zusammengesucht und unter seinen Freunden und Bediensteten verteilt wurden. Diese Gedanken waren keine Befreiung, sie nahmen ihn gefangen.

Zum Glück gelang es Montaigne, sich im Alter zwischen vierzig und fünfzig davon zu lösen, und er wurde heiter und unbeschwert. Jetzt konnte er leichte, lebensbejahende *Essais* schreiben, und seine Todesbesessenheit verschwand. Wie stark sie gewesen war, wissen wir nur, weil sein Buch davon erzählt. Doch jetzt lehnte er es ab, sich über irgendetwas den Kopf zu zerbrechen. Das Sterben «geht ja im Nu vorbei», schrieb er in einem seiner letzten Einträge zu den *Essais*. Es lohne sich nicht, sich deshalb zu ängstigen. Einst der trübsinnigste unter seinen Freunden, wurde er jetzt, in mittleren Jahren, zu deren sorglosestem und zu einem Meister der Lebenskunst. Kuriert hatte ihn eine dramatische Todeserfahrung, gefolgt von einer Midlife Crisis, die ihm den Anstoß gab, seine *Essais* zu schreiben.



Die französischen Regionen Dordogne und Périgord

Diese Todeserfahrung machte Montaigne 1569 oder Anfang 1570 – das genaue Datum ist unbekannt – bei einem Ausritt zu Pferd. Normalerweise zerstreute ein Ausritt seine Ängste und weitete ihm das Herz. Er war etwa sechsunddreißig Jahre alt und hatte das Gefühl, vielem entfliehen zu müssen. Nach dem Tod seines Vaters hatte er die alleinige Verantwortung für das Schloss und das Landgut der Familie in der Dordogne zu tragen, einer schönen Gegend, damals wie heute, mit Weinbergen, sanften Hügeln, Dörfern und Wäldern. Doch Montaigne empfand diese Verantwortung als eine schwere Last. Ständig musste er Entscheidungen treffen, ständig war jemand unzufrieden mit seinen Anordnungen. Doch er war der *seigneur* und hatte sich um alles zu kümmern.

Wenigstens war es nicht schwierig, sich dem zu entziehen. Seit seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr arbeitete Montaigne als Gerichtsrat im *parlement* oder Parlament (dem obersten Gerichtshof für Straf- und Zivilsachen, der auch Verwaltungsbefugnisse hatte) der Regionallhauptstadt Bordeaux fünfundvierzig Kilometer entfernt, und für eine Reise dorthin gab es immer einen Grund. Auch die auf verschiedene Parzellen verstreuten ausgedehnten Weinberge im Besitz der Familie mussten gelegentlich aufgesucht werden. Ab und zu

schaute Montaigne auch bei den Bewohnern der umliegenden Schlösser vorbei, mit denen es galt, eine gutnachbarschaftliche Beziehung zu pflegen. Alles war ein willkommener Vorwand für einen Ausritt durch die Wälder an einem sonnigen Tag.

Bei solchen Ausritten konnte Montaigne seine Gedanken schweifen lassen, auch wenn er stets von Bediensteten und Bekannten begleitet wurde: Im 16. Jahrhundert war kaum jemand allein unterwegs. Aber Montaigne konnte seinem Pferd die Sporen geben, um langweiligen Gesprächen zu entfliehen und seinen Tagträumen nachzuhängen. Er konnte beobachten, wie das Licht durch die Baumkronen fiel. Stimmte es tatsächlich, fragte er sich dann vielleicht, dass das Sperma des Mannes ein Ausfluss des Marks der Wirbelsäule war, wie Platon behauptete? Konnte ein kleiner Fisch wirklich so stark sein, dass er jedes Schiff, an dem er sich festsaugte, zum Stillstand brachte? Und was war mit dem erstaunlichen Vorfall, den er kürzlich zu Hause beobachtet hatte, als eine Katze den Vogel auf einem Baum so lange anstarrte, bis sich der Vogel wie tot in ihre Krallen fallen ließ? Was für eine Macht ging von der Katze aus? Solche Spekulationen nahmen Montaigne manchmal so sehr gefangen, dass er nicht auf den Weg achtete oder auf das, was seine Begleiter taten.

Bei einer dieser Gelegenheiten ritt er mit einer Gruppe, fast allesamt Bedienstete seines Landguts, gemächlich durch den Wald, etwa eine Wegstunde von seinem Schloss entfernt. Es war kein beschwerlicher Ausritt, weshalb er ein fügsames, aber nicht besonders kräftiges Pferd gewählt hatte. Er trug wie gewöhnlich eine Reithose, Hemd, Wams und wahrscheinlich einen Umhang. Er hatte den Degen an seiner Seite, von dem sich ein Adliger niemals trennte, aber keinen Brustpanzer oder sonst irgendeinen Schutz, obwohl außerhalb des Schlosses stets Gefahren lauerten. Straßenräuber waren nichts Ungewöhnliches, und in jener kurzen Zeitspanne zwischen zwei Bürgerkriegen befand sich Frankreich in einem recht- und gesetzlosen Zustand. Marodierende Soldaten, die in Friedenszeiten wie dieser keinen Sold erhielten, zogen beutehungrig übers Land. Trotz seiner Todesfurcht blieb Montaigne solchen Gefahren gegenüber in der Regel gelassen. Er schreckte nicht vor jedem Fremden zurück wie andere oder zuckte bei unbekannten Geräuschen im Wald zusammen. Doch von

der allgemeinen Anspannung konnte wohl auch er sich nicht ganz befreien, denn als er plötzlich von hinten ein schweres Gewicht auf sich stürzen spürte, war sein erster Gedanke, dass er angegriffen worden sei. Es war, als hätte jemand mit einer Arkebuse, dem Gewehr jener Zeit, auf ihn geschossen.

Sein Pferd wurde zu Boden gerissen, und Montaigne flog in hohem Bogen durch die Luft, schlug ein paar Meter entfernt hart auf die Erde und verlor augenblicklich das Bewusstsein.

Da lag nun mein Pferd gänzlich betäubt der Länge nach hingestreckt, ich zehn, zwölf Schritte davon entfernt, wie tot, rücklings, das Gesicht rundum voller Blutergüsse und zerschunden, mein Degen, den ich in der Hand gehalten hatte, mehr als zehn Schritte weiter weg, mein Gurt zerfetzt, und in mir kein Gefühl mehr, keine Regung: ein Holzklotz.

Den Gedanken, er habe eine Arkebusenkugel in den Kopf bekommen, hatte er erst später. In Wirklichkeit war keine Waffe im Spiel. Einer von Montaignes Leuten, ein muskulöser Kerl, der hinter ihm ritt, hatte sein kräftiges Pferd zu vollem Galopp angetrieben, um «den Wagemutigen zu spielen und sich gegenüber seinen Gefährten hervorzutun», wie Montaigne vermutete. Er bemerkte Montaigne nicht oder schätzte die Breite des Weges falsch ein und glaubte, er käme seitlich vorbei. Stattdessen stürzte er «einem Koloss gleich auf mich kleinen Reiter auf dem kleinen Pferd».

Die anderen Reiter hielten bestürzt an. Montaignes Bedienstete stiegen ab und versuchten, ihn wiederzubeleben, aber er blieb bewusstlos. Sie hoben ihn auf und versuchten, seinen erschlafften Körper ins Schloss zurückzutragen. Unterwegs kam Montaigne wieder zu sich. Sein erster Gedanke war, er sei am Kopf getroffen worden (worin ihn die Bewusstlosigkeit bestätigte). Aber er begann auch zu husten, als hätte er einen Schlag auf die Brust bekommen. Als seine Bediensteten ihn nach Luft ringen sahen, stellten sie ihn auf die Füße und schleppten ihn so nach Hause. Mehrmals erbrach er einen Klumpen Blut – ein alarmierendes Symptom, aber das Husten und das Blutsputten hielten ihn wach.

Als sie sich dem Schloss näherten, gewann er zwar mehr und mehr

sein Bewusstsein wieder, fühlte sich aber immer noch eher, als würde er in den Tod hinübergleiten, statt ins Leben zurückzufinden. Er sah alles verschwommen und nahm kaum das Tageslicht wahr. Zwar hatte er durchaus ein Gefühl für seinen Körper, aber es war eher unangenehm. Seine Kleider waren mit erbrochenem Blut verschmiert. Der Gedanke an die Arkebuse tauchte kurz auf, bevor Montaigne wieder wegdämmerte.

Später berichtete man ihm, er habe sich hin- und hergeworfen und versucht, mit den Fingernägeln sein Wams aufzureißen, als wolle er sich einer Last entledigen. «Mein Magen war damals von dem geronnenen Blut übertoll, und meine Hände fuhren ganz von selbst dorthin, wie sie oft gegen das Geheiß unsres Willens an die Stelle fahren, wo es uns juckt.» Es schien, als wolle er seinen Körper in Stücke reißen oder sich seiner entledigen, damit seine Seele entweichen konnte. Dabei fühlte er sich innerlich ganz ruhig:

Mir schien mein Leben nur noch am Rande der Lippen zu hängen, und ich schloss die Augen, als wollte ich so mithelfen, es ganz zu vertreiben; ich genoss es, mich der Mattigkeit hinzugeben und mich gehnzulassen. Es war ein Empfinden, das nur leicht über die Oberfläche meiner Seele streifte, so schwach und so hauchzart wie alles Übrige – und dabei nicht nur jedes Unbehagens bar, sondern zudem von der wohligen Süße durchdrungen, die man verspürt, wenn man in den Schlaf hinübergleitet.

Er war in einem Zustand der inneren Ermattung und äußeren Unruhe, als die Bediensteten ihn ins Haus trugen. Seine Angehörigen bemerkten den Aufruhr und liefen zu ihm hinaus – «mit dem bei solchen Widerfahrnissen üblichen Geschrei», wie er es später ausdrückte. Sie wollten wissen, was passiert war. Montaigne konnte Antwort geben, aber nur unzusammenhängend. Er sah seine Frau auf dem holprigen Weg näher kommen und erwog, seinen Männern zu befehlen, ihr ein Pferd zu bringen. Man könnte meinen, diese Überlegung sei «von einer wachen Seele ausgegangen», schrieb er, «und doch war ich ganz woanders». Es handelte sich «um ungreifbare, nebelartig hin und her wabernde Gedanken, die von den äußeren Wahrnehmungen der Augen und Ohren in Bewegung gesetzt wurden; sie tauchten nicht aus

meinem Innern auf [*ils ne venayent pas de chez moy*]». Alle diese Bewegungen und Worte brachte der Körper ganz allein hervor. «Was die Seele dazu beitrug, tat sie träumend, ganz leise angerührt vom weichen Druck der Sinne, wie angehaucht von ihnen und nur leicht benetzt.» Montaigne und das Leben, so schien es, waren im Begriff, voneinander zu scheiden, ohne Bedauern oder förmlichen Abschied – wie zwei betrunkene Gäste, die beim Verlassen des Festes viel zu benebelt sind, um sich voneinander zu verabschieden.

Seine Verwirrung hielt an, nachdem er im Haus war. Er fühlte sich, als schwebte er auf einem Zauberteppich, er spürte keine Schmerzen und keine Angst beim Anblick all der besorgten Menschen um ihn herum, nur Mattigkeit und Schwäche. Seine Diener brachten ihn zu Bett, und ein unbeschreiblich sanftes und friedliches Gefühl erfüllte ihn, ohne dass er im Geringsten über seinen Körper nachdachte. «Ich empfand ein unsägliches Wohlgefühl in dieser Ruhe, denn ich war von den armen Leuten übel herumgezerrt worden, die sich die Mühe aufgebürdet hatten, mich über einen langen und äußerst schlechten Weg auf ihren Armen zu tragen.» Er lehnte jede Arznei ab, überzeugt, dass er sterben werde. Es wäre «fürwahr ein seliger Tod gewesen».

Diese Erfahrung des Sterbens war ganz anders, als Montaigne es sich bis dahin vorgestellt hatte. Er hatte eine Reise an die Grenze des Todes unternommen, war ihm ganz nah gekommen, hatte ihn mit seinen Lippen berührt und gekostet wie ein unbekanntes Aroma. Dies war ein *essai* über den Tod: eine Übung oder *exercitation* – dies ist das Wort, das Montaigne verwendete, als er über diese Erfahrung schrieb. Später spielte er seine Empfindungen immer und immer wieder durch und rekonstruierte sie so genau wie möglich, um daraus zu lernen. Das Schicksal hatte ihm die Chance gegeben, den philosophischen Konsens über den Tod am eigenen Leib zu erfahren. Aber er war nicht sicher, ob er die richtige Antwort gefunden hatte. Die Stoiker hätten seine Schlussfolgerungen sicher missbilligt.

Teile der Lektion waren aber ganz im Einklang mit den Philosophen: Diese *exercitation* lehrte ihn, die eigene Nichtexistenz nicht zu fürchten. Der Tod konnte ein freundliches Gesicht haben, wie es die Philosophen versprochen hatten. Montaigne hatte ihm ins Auge geblickt, aber nicht mit scharfem Verstand, wie es einem Vernunft-

menschen angemessen gewesen wäre. Statt mit offenen Augen auf den Tod zuzumarschieren, tapfer wie ein Soldat, hatte er sich mit kaum einem klaren Gedanken in diesen Zustand fallen lassen, von ihm verführt. Beim Sterben, so erkannte er jetzt, begegnet man keineswegs dem Tod, denn man ist schon vorher nicht mehr da. Man stirbt, als würde man in den Schlaf hinübergleiten. Die Stimmen derjenigen, die einen festzuhalten versuchen, streifen einen nur «an der Oberfläche der Seele». Das eigene Leben hängt an einem Faden, «nur noch am Rande der Lippen», wie Montaigne sich ausdrückte. Das Sterben war nichts, auf das man sich vorbereiten konnte. Die Vorstellung, man könne «sterben lernen», war ein Hirngespinnst.

Von nun an interessierte sich Montaigne weniger für den exemplarischen Tod der großen Philosophen als vielmehr für den Tod der einfachen Leute, besonders jener, die in einem Dämmerzustand starben, verloren in «Ermüdung und Entkräftung». In seinen reifsten *Essais* schrieb er voll Bewunderung über die Römer Petronius und Tigellinus, die inmitten von Scherzen, Musik und Alltagsgesprächen den Tod gleichsam einullten, umgeben von einer allgemeinen Fröhlichkeit. Statt ein Fest in eine Todesszene zu verwandeln, wie es Montaigne in seiner jugendlichen Phantasie getan hatte, machten sie aus ihrem Sterben ein Fest. Besonders gefiel ihm die Geschichte von Marcellinus, der einen qualvollen Tod durch Krankheit vermeiden wollte und zu einer sanften Sterbehilfe Zuflucht nahm: Nachdem er mehrere Tage gefastet hatte, nahm er ein sehr heißes Bad. Bereits geschwächt von der Krankheit, raubte ihm das Bad die letzte Lebenskraft. Er sank langsam in Bewusstlosigkeit und hauchte sein Leben aus, während er seinen Freunden zumurmelte, was für ein Wohlgefühl ihn dabei durchströme.

Man kann sich vorstellen, dass ein Tod wie der des Marcellinus angenehm war. Aber Montaigne hatte noch etwas viel Überraschenderes gelernt: dass er dasselbe Gefühl des sanften Hinübergleitens auch dann empfand, wenn sich sein Körper wand und scheinbar in Schmerzen hin- und herwarf.

Diese Entdeckung widersprach dem, was ihn die antiken Philosophen gelehrt hatten. Sie widersprach aber auch dem christlichen Ideal seiner eigenen Epoche. Ein Christ empfahl in seinem letzten

Augenblick nüchtern seine Seele Gott, er starb nicht mit einem glückseligen «Aaaaah ...» auf den Lippen. In Montaignes Todeserfahrung spielte der Gedanke an Gott offenkundig keine Rolle. Und ihm schien auch nicht einzufallen, dass ein Mensch, der betrunken und von Huren umgeben starb, ein Leben nach dem Tod im christlichen Sinn verwirkt haben könnte. Ihn interessierte vielmehr die sehr profane Erkenntnis, dass die menschliche Psyche und die Natur ganz allgemein die besten Freunde eines Sterbenden waren. Und jetzt schien es ihm, dass die Einzigen, die so tapfer starben, wie es dem Idealbild des Philosophen entsprach, von Philosophie überhaupt keine Ahnung hatten: die ungebildeten Bauern auf den Gütern und Dörfern der Umgebung. «Ich habe in meiner Nachbarschaft noch nie einen Bauern darüber nachgrübeln sehen, mit wie großer Fassung und Festigkeit er seine letzte Stunde durchstehen werde», schrieb er. Bei ihnen übernahm die Natur die Führung. Die Natur lehrte diese Menschen, erst dann an den Tod zu denken, wenn der Augenblick des Sterbens gekommen war, und selbst dann kaum. Den Philosophen fiel es schwer, die Welt zu verlassen, weil sie die Kontrolle nicht verlieren wollten. So viel zu «Philosophieren heißt sterben lernen». Die Philosophie schien den Menschen eher beizubringen, jene natürliche Fähigkeit zu *verlernen*, die einem Bauern angeboren war.

Trotz seiner Bereitschaft, in den Tod hinüberzugleiten, starb Montaigne nach diesem Unfall nicht. Er erholte sich – und führte von da an ein etwas anderes Leben. Aus seinem «Versuch» über den Tod bezog er eine entschieden unphilosophische philosophische Lektion, die er folgendermaßen beschrieb:

Falls ihr nicht zu sterben versteht – keine Angst! Die Natur wird euch, wenn es so weit ist, schon genau sagen, was ihr zu tun habt, und die Führung der Sache voll und ganz für euch übernehmen; grübelt also nicht darüber nach.

«Habe keine Angst vor dem Tod» wurde zu seiner fundamentalen, befreienden Antwort auf die Frage, wie man leben soll. Sie befreite ihn – zum Leben.

Aber das Leben ist schwieriger als der Tod. Statt passivem Sich-

ergeben bedarf es der Aufmerksamkeit und des aktiven Engagements. Und das Leben kann auch schmerzlicher sein. Montaignes wohliges Sich-treiben-Lassen auf der Woge des Vergessens blieb kein Dauerzustand. Als er zwei, drei Stunden später wieder das volle Bewusstsein erlangt hatte, befielen ihn körperliche Schmerzen, seine Gliedmaßen waren «ganz zerquetscht und zerschlagen», tagelang. Und mehr als drei Jahre später schrieb er: «Noch heute spüre ich die Wucht jenes Zusammenpralls.»

Bis die Erinnerung zurückkehrte, dauerte es länger, obwohl er tagelang versuchte, durch die Befragung von Augenzeugen über das Geschehene Klarheit zu gewinnen. Und dann stand ihm urplötzlich alles wieder vor Augen, als hätte ihn ein Blitz getroffen. Seine Rückkehr ins Leben vollzog sich so schlagartig wie sein Unfall: massiv, voller Wucht. Das Leben fuhr mit aller Macht in ihn, während der Tod etwas Sanftes und Oberflächliches gewesen war.

Von nun an versuchte er, diese Sanftheit und Leichtigkeit des Todes ins Leben hinüberzuretten. Es gab «so viele Löcher in unsrem Weg über die Erde», heißt es in einem späten *Essai*, «dass wir, um sicherzugehen, möglichst leicht und oberflächlich auftreten sollten». Diese Entdeckung nahm ihm weitgehend seine Angst vor dem Tod und gab ihm gleichzeitig ein neues Gefühl dafür, dass das Leben, wie es durch seinen Körper strömte, sein eigenes Leben, das Leben Michel de Montaignes, ein hochinteressantes Untersuchungsobjekt war. Er achtete jetzt auf Empfindungen und Erfahrungen nicht im Hinblick darauf, wie sie sein sollten oder welche philosophischen Lehren man aus ihnen ziehen konnte, sondern wie sie tatsächlich waren. Von nun an würde er sich dem Strom des Lebens überlassen.

Das war für ihn eine neue Disziplin, die nun sein Alltagsleben bestimmte und ihm – durch sein Schreiben – eine Form der Unsterblichkeit verschaffte. In der Mitte seines Lebens also gab Montaigne seinen bisherigen Kurs auf und wurde neu geboren.

Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Lebe den Augenblick!

Anfangen zu schreiben

Der Reitunfall selbst, der Montaignes Sichtweise so grundlegend veränderte, dauerte nur wenige Augenblicke, seine Wirkung dagegen entfaltete sich in drei Phasen, die sich insgesamt über mehrere Jahre hinzogen. Da ist zunächst der am Boden liegende, zerschundene Montaigne, den ein Gefühl der Euphorie durchströmt. Dann, in den Wochen und Monaten danach, begegnen wir einem Montaigne, der über dieses Erlebnis nachdenkt und es mit seiner philosophischen Lektüre in Einklang zu bringen sucht. Und schließlich tritt uns jener Montaigne entgegen, der ein paar Jahre später anfängt, darüber – und über zahllose andere Dinge – zu schreiben. Der Unfall selbst konnte jedem passieren. Das Nachdenken darüber war typisch für einen empfindsamen und gebildeten jungen Mann zur Zeit der Renaissance. Doch dass Montaigne darüber zu schreiben begann, macht ihn zu etwas Besonderem.

Wie der Unfall mit dem Entschluss, darüber zu schreiben, zusammenhängt, ist nicht leicht zu erklären. Jedenfalls richtete sich Montaigne nicht im Bett auf und griff zur Feder. Mit den *Essais* begann er erst ein paar Jahre später, um 1572, und auch dann schrieb er zuerst andere Kapitel, bevor er über jene Erfahrung des Todes Rechenschaft ablegte. Doch der Entschluss, auf diese Art zu schreiben, führte zu etwas ganz Neuem, das kein anderer Autor vor ihm versucht hatte: Montaigne analysierte seine innersten Empfindungen und folgte ihnen schreibend von einem Augenblick zum nächsten. Und es scheint tatsächlich einen chronologischen Zusammenhang zwischen dem Reitunfall und einem anderen Wendepunkt in seinem Leben gegeben zu

haben, der ihn den Weg zum Schreiben einschlagen ließ: dem Entschluss, sein Amt als Parlamentsrat von Bordeaux aufzugeben.

Montaigne hatte bis dahin zwei Leben geführt: ein Leben in der Stadt als Inhaber politischer Ämter und eines auf dem Land als Verwalter seiner Güter. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1568 hatte er das Familienanwesen übernommen, seinen Posten in Bordeaux jedoch behalten. Anfang 1570 verkaufte er dieses Amt. Neben dem Unfall gab es dafür noch andere Gründe. Er hatte sich vergeblich um eine Stelle an einer höheren Kammer des Parlaments beworben: eine Beförderung, die wahrscheinlich von politischen Gegnern hintertrieben wurde. Es wäre normal gewesen, Widerspruch einzulegen und um die Beförderung zu kämpfen, aber Montaigne zog sich zurück, sei es aus Verärgerung, sei es aus Enttäuschung. Vielleicht aber auch, weil sich durch die Begegnung mit dem eigenen Tod und nach dem Tod seines Bruders seine Einstellung zum Leben grundsätzlich verändert hatte.

Montaigne hatte dreizehn Jahre lang im Parlament von Bordeaux gearbeitet, jetzt war er siebenunddreißig – nach den Maßstäben seiner Zeit in mittleren Jahren, aber keineswegs alt. Trotzdem entschloss er sich zum Rückzug aus dem Trubel des öffentlichen Lebens, um eine neue, kontemplative Existenz zu beginnen. An seinem achtunddreißigsten Geburtstag, fast ein Jahr nach seinem Rückzug aus allen politischen Ämtern, dokumentierte er diesen Schritt durch eine lateinische Inschrift, die er an der Wand seiner Bibliothek anbringen ließ:

Im Jahr des Herrn 1571, im achtunddreißigsten Lebensjahr, am letzten Tag des Februar, seinem Geburtstag, hat sich Michel de Montaigne, seit langem der Bürden des Gerichts und der öffentlichen Ämter müde, in voller Schaffenskraft in den Schoß der gelehrten Jungfrauen [der Musen] zurückgezogen, wo er in Ruhe und aller Sorgen ledig die Tage verbringen wird, die ihm noch zu leben bleiben. Möge das Schicksal es ihm vergönnen, diese Wohnung der süßen Weltflucht seiner Ahnen zu vollenden, die er seiner Freiheit, seiner Ruhe und seiner Muße geweiht hat.

Von nun an lebte Montaigne ganz für sich und nicht mehr für die Pflicht. Vielleicht unterschätzte er, wie viel Mühe ihn die Bewirtschaft-

tung des Landguts kosten würde, und noch lässt nichts darauf schließen, dass er vorhatte, *Essais* zu schreiben. Er spricht lediglich von «Ruhe» und «Freiheit». Und doch hatte er zu diesem Zeitpunkt schon mehrere kleinere literarische Projekte abgeschlossen. Eher widerwillig hatte er auf Drängen seines Vaters ein theologisches Werk übersetzt, hatte die nachgelassenen Schriften seines Freundes Étienne de La Boétie herausgegeben, Widmungen dazu verfasst und einen Brief, in dem er La Boéties letzte Lebenstage beschrieb. Während dieser Jahre um 1570, in denen er erste literarische Versuche unternahm, musste er den Tod mehrerer ihm nahestehender Menschen erleben und kam selbst in die Nähe des Todes. Er verspürte den Wunsch, sich aus dem politischen Leben in Bordeaux zurückzuziehen und ein geruhssameres Leben zu beginnen, und noch etwas geschah: Seine Frau wurde mit ihrem ersten Kind schwanger. Die Erwartung eines neuen Lebens wurde von der Erfahrung des Todes überschattet. Beides gemeinsam veränderte seine bisherige Existenz.

Montaignes Entschluss wurde den großen Lebensumbrüchen bedeutender Protagonisten der Weltliteratur an die Seite gestellt: Don Quijote, der aufbrach, um Ritterabenteuer zu suchen; oder Dante, der sich «in seines Lebens Mitte» in einem dunklen Wald verirrt. Montaignes Schritte in das Gestrüpp des Waldes in der Mitte seines eigenen Lebens und wie er wieder herausfand – beides hinterließ Spuren: die Spuren eines Menschen, der strauchelt, stürzt und sich wieder auf-rappelt.

Juni 1568: Montaigne schließt seine Übersetzung aus dem Lateinischen ab. Sein Vater stirbt; er erbt das Anwesen.

Frühjahr 1569: Sein Bruder stirbt nach einem Unfall beim Paume-Spiel.

1569: Seine berufliche Karriere in Bordeaux gerät ins Stocken.

1569 oder Anfang 1570: Der beinahe tödliche Reitunfall.

Herbst 1569: Seine Frau wird schwanger.

Anfang 1570: Er entschließt sich zum Rückzug aus seinen Ämtern.

Sommer 1570: Er gibt seine Ämter auf.

Juni 1570: Sein erstes Kind wird geboren.

August 1570: Sein erstes Kind stirbt.

1570: Er veröffentlicht La Boéties nachgelassene Schriften.

Montaignes Turm hat als einziges Gebäude den Brand von 1885 überstanden. Im Hintergrund das Dach des inzwischen wieder-aufgebauten Château de Montaigne



Februar 1571: Er lässt die Geburtstagsinschrift in seiner Bibliothek anbringen.

1572: Er beginnt mit der Arbeit an den *Essais*.

Nachdem er sich diesem, wie er hoffte, kontemplativen neuen Leben überantwortet hatte, machte er sich daran, es nach seinen Vorstellungen einzurichten. Er wählte einen der beiden Rundtürme an den Ecken des Schlosskomplexes zu seinem Refugium und zu seiner Operationszentrale; den anderen Turm bezog seine Frau. Zusammen mit dem Hauptgebäude des Schlosses umgrenzten diese beiden Ecktürme einen schlichten quadratischen Hof. Ringsherum lagen Felder und Wälder.

Das Hauptgebäude wurde 1885 bei einem verheerenden Brand zerstört und durch einen Neubau nach einem ähnlichen Entwurf ersetzt, Montaignes Turm jedoch blieb vom Feuer verschont. Er ist bis heute im Wesentlichen unverändert und kann besichtigt werden. Bei einem Rundgang erkennt man sofort, warum sich Montaigne hier wohlfühlte: Für einen vierstöckigen Turm mit Mauern so dick wie bei einer Sandburg wirkt er von außen alles andere als wuchtig, eher gedrunken. Er war zur Verteidigung errichtet, von Montaignes Vater jedoch zu

friedlicheren Zwecken umgebaut worden: mit einer Kapelle im Erdgeschoss und einer schmalen, den Turmrundungen entlanglaufenden Wendeltreppe. Das Stockwerk über der Kapelle wurde Montaignes Schlafzimmer, wo er oft übernachtete, anstatt ins Hauptgebäude des Schlosses zurückzukehren. Ein paar Stufen über diesem Raum befand sich eine Nische mit einer Toilette. Und darüber wiederum, direkt unter dem Dachstuhl mit seiner «mächtigen Glocke», die ohrenbetäubend laut schlug, lag Montaignes liebster Aufenthaltsort: seine Bibliothek.

Steigt man die ausgetretenen Steinstufen hoch und betritt die Bibliothek, hat man einen weiten Blick über den Hof und die Landschaft, wie ihn auch Montaigne genossen haben muss. Das Zimmer selbst sah wohl anders aus als heute. Es ist jetzt kahl und weiß getüncht, mit einem nackten Steinfußboden, der zu seiner Zeit wahrscheinlich mit einem Binsengeflecht bedeckt war. Im Winter brannte in den meisten Zimmern des Schlosses ein Feuer, die Hauptbibliothek jedoch hat keinen Kamin. An kalten Tagen zog sich Montaigne in das beheizbare angrenzende, gemütlichere Zimmer zurück.

Das Beeindruckendste in diesem runden Turmzimmer aber war wohl Montaignes erlesene Sammlung von Büchern, die in fünf Reihen übereinander in rundum laufenden Holzregalen standen, für den Schreiner gewiss eine Herausforderung. Von seinem Schreibtisch aus erfasste er mit einem Blick alle seine Bücher. Als er die Bibliothek bezog, besaß er rund tausend Bände: eine stattliche Sammlung, und Montaigne las diese Bücher auch tatsächlich. Heute ist die Sammlung zerstreut, und auch die Regale sind verschwunden.

Hier bewahrte Montaigne auch seine anderen Sammlungen auf: historische Memorabilien, Familienerbstücke, Artefakte aus Südamerika. Über seine Vorfahren schrieb er: «Von den meisten halte ich noch das Schreibzeug in Ehren, das Siegel, die Stundenbücher und ein von ihnen benutztes Schwert ganz eigner Art; und aus meinem Arbeitszimmer habe ich noch nicht die langen Reitgerten weggeräumt, die mein Vater gewöhnlich in der Hand trug.» Die Südamerika-Sammlung bestand aus Reisemitbringseln und enthielt Schmuck, Holzscheren und Rohrstäbe, die beim Tanzen den Takt vorgaben: Montaignes Bibliothek war nicht nur Aufbewahrungsort für diese Objekte und Stu-

dierstube, sie war eine Wunderkammer, vergleichbar Sigmund Freuds letztem Arbeitszimmer in Hampstead, London: eine Schatzkammer voller Bücher, Schriftstücke, Statuetten, Bilder, Vasen, Amulette und ethnographischer Kuriositäten, die Verstand und Phantasie anregten.

Die Bibliothek beweist auch, dass Montaigne durchaus mit der Mode ging. Der Trend, sich ein solches Refugium zu schaffen, hatte sich, ausgehend von Italien ein Jahrhundert zuvor, in ganz Frankreich verbreitet. Wer es sich leisten konnte, füllte Zimmer mit Büchern und Lesepulten und zog sich unter dem Vorwand zu arbeiten dorthin zurück. Montaigne trieb diese Rückzugstendenz auf die Spitze, indem er seine Bibliothek außerhalb des Wohnhauses einrichtete. Es war ein Adlerhorst und eine Höhle oder, wie er selbst sagte, eine *arrière-boutique*: ein Hinterzimmer in einem Geschäft. In dieses Hinterstübchen konnte er Besucher einladen, was er oft tat, ohne dass er dazu verpflichtet gewesen wäre. «Arm dran ist meines Erachtens, wer bei sich zu Hause nichts hat, wo er bei sich zu Hause ist, wo er sich verbergen, wo er mit sich selbst hofhalten kann.»

Seine Bibliothek war für ihn der Inbegriff der Freiheit, und daher überrascht es auch nicht, dass er sein Refugium fern vom Hauptgebäude bezog und wohlüberlegt ausgestaltete. Außer der Inschrift, die seinen Rückzug ins Private dokumentierte, war das kleine Zimmer neben der Bibliothek mit Wandmalereien vom Boden bis zur Decke geschmückt. Sie sind heute verblasst, waren aber wohl Bilder großer Schlachten, eine Darstellung der Venus, den Tod des Adonis betauernd, eines bärtigen Neptuns, von Schiffen im Sturm sowie bukolische Szenen: gängige Motive der antiken Welt. Die Deckenbalken seiner Bibliothek waren mit Sinnsprüchen antiker Autoren versehen, und auch dies entsprach dem Geschmack seiner Zeit, wenn auch nur dem einer Minderheit. Schon der italienische Humanist Marsilio Ficino hatte die Wände seiner Villa in der Toskana mit klassischen Zitaten geschmückt, und der Baron de Montesquieu tat später dasselbe in seinem Schloss bei Bordeaux als Hommage an Montaigne.

Die verblässenden Inschriften auf den Holzbalken wurden kürzlich restauriert und sind jetzt gut lesbar, so dass einem beim Gang durch das Zimmer Stimmen von oben ins Ohr flüstern:

Solum certum nihil esse certi

Et homine nihil miserius aut superbius

Einzig dass nichts gewiss ist, ist gewiss,

und dass es nichts Erbärmlicheres gibt

als den Menschen, und dabei nichts Hochmütigeres. (Plinius der Ältere)

ΚΡΙΝΕΙ ΤΙΣ ΑΥΤΟΝ ΠΩΠΟΤ ΑΝΘΡΩΠΟΝ ΜΕΓΑΝ ΟΝ

ΕΞΑΛΕΙΦΕΙ ΠΡΟΦΑΣΙΣ Η ΤΥΧΟΥΣ' ΟΛΟΝ

Wer je an seine Menschengröße glaubt, den stürzt die erste beste

Gelegenheit in gänzlich Verderben. (Euripides)

ΕΝ ΤΩ ΦΡΟΝΕΙΝ ΓΑΡ ΜΗΔΕΝ ΗΔΙΣΤΟΣ ΒΙΟΣ

ΤΟ ΜΗ ΦΡΟΝΕΙΝ ΓΑΡ ΚΑΡΤ' ΑΝΩΔΥΝΟΝ ΚΑΚΟΝ

Es gibt kein schöneres Leben als das eines unbekümmerten Mannes.

Unbekümmertheit ist ein wahrhaft schmerzloses Übel. (Sophokles)

Die Holzbalken dokumentieren Montaignes Entscheidung für ein Leben ganz im Zeichen der Reflexion und Philosophie statt der Politik. Eine solche Verschiebung entsprach dem Rat der antiken Philosophen. Der große stoische Philosoph Seneca drängte seine römischen Zeitgenossen immer wieder, sich zurückzuziehen, um sich selbst zu finden, wie wir heute vielleicht sagen würden. In der Renaissance wie im alten Rom war dieser Rückzug Teil einer guten Lebensführung. Es gab eine Zeit der politischen Geschäftigkeit, aus der man sich irgendwann zurückzog, um zu entdecken, worauf es im Leben wirklich ankam, und um mit dem langen Prozess der Vorbereitung auf den Tod zu beginnen. Dieser zweiten Forderung gegenüber hatte Montaigne seine Vorbehalte, aber sein Wunsch nach einem kontemplativen Leben steht außer Zweifel: «Lösen wir also alle Bindungen an andre, und gewinnen wir es über uns, wahrhaft allein leben zu können, in voller Geruhsamkeit!»

Seneca hatte bei seiner Empfehlung, sich zurückzuziehen, auch vor Gefahren gewarnt. In seinem Dialog *Die Ruhe der Seele* schrieb er, Untätigkeit und Abkapselung brächten alle Auswirkungen einer falschen Lebensführung zum Vorschein – Auswirkungen, denen sich der Mensch gewöhnlich dadurch entziehe, dass er sich beschäftigt halte, also dieses falsche Leben weiterführe. Zu den Symptomen gehörten Unzufriedenheit, Selbsthass, Angst, Unentschlossenheit, Lethargie und Melancholie. Das Tätigsein aufzugeben bringe geistige Übel hervor,

besonders wenn man anfangs, zu viele Bücher zu lesen – oder, noch schlimmer, die Bücher nur zur Repräsentation auslege, um damit zu prahlen.

Anfang der 1570er Jahre, als Montaigne seine Wertvorstellungen neu ordnete, erlebte er offenbar genau die existentielle Krise, vor der Seneca warnte. Er hatte zwar zu tun, dennoch aber weniger Aufgaben zu erfüllen als vorher. Dieser Müßiggang brachte ihn auf seltsame Gedanken und führte zu «einer melancholischen Gemütsverfassung», die gar nicht seinem Naturell entsprach. Sobald er sich zurückgezogen hatte, sagte er, sei sein Geist losgaloppiert wie ein durchgegangenes Pferd – ein naheliegender Vergleich, wenn man bedenkt, was ihm kurz zuvor zugestoßen war. Sein Kopf sei mit abstrusen Gedanken erfüllt gewesen, die wucherten wie Unkraut auf brachliegenden Äckern. In einem anderen eindringlichen Bild – er steigerte die Wirkung gern, indem er solche Bilder aneinanderreichte – verglich er den müßigen Geist mit dem Schoß einer Frau, der, wenn er nicht mit gutem Samen gleichsam bestellt werde, nur Klumpen unförmigen Fleisches hervorbringe, so jedenfalls die zeitgenössische Vorstellung. Und in einem Vergil entnommenen Bild verglich er seine Gedanken mit den Mustern, die über die Zimmerdecke tanzen, wenn sich das Sonnenlicht auf der Oberfläche einer mit Wasser gefüllten Schüssel bricht. Wie das zitternde Licht den Raum durchflirrt, so werfe sich auch ein untätiger Geist ziellos hin und her und erzeuge im grenzenlosen Feld der Einbildungen *fantaisies* oder *rêveries* – Begriffe, die damals eine weniger positive Konnotation hatten als heute und eher Wahngelbde, Hirn-gepinste bezeichneten als Tagträume.

Seine *rêverie* brachte Montaigne auf einen weiteren absonderlichen Gedanken: die Idee zu schreiben. Er spricht zwar auch hier von *rêverie*, aber sie enthielt immerhin das Versprechen eines tätigen Geistes. Erfüllt von «Schimären und phantastischen Ungeheuern, immer neuen, ohne Sinn und Verstand», beschloss er, über diese Hirn-gepinste zu schreiben, nicht um sie loszuwerden, sondern um ihre Eigenart besser zu verstehen. Und so nahm er die Feder zur Hand. Der erste *Essai* war geboren.

Seneca wäre zufrieden gewesen. Wenn man nach seinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben niedergeschlagen oder gelangweilt war, so

empfahl er, solle man sich umsehen und sich für die Vielfalt und Erhabenheit der Dinge ringsum interessieren. Die Rettung liege in der umfassenden Aufmerksamkeit für die Natur der Erscheinungen. Und Montaigne wandte sich dem ihm am nächsten liegenden Naturphänomen zu: sich selbst. Er begann, sich selbst zu betrachten, seine eigenen Erfahrungen zu hinterfragen und aufzuschreiben, was er dabei beobachtete.

Zunächst folgte er seinen persönlichen Vorlieben, besonders den Geschichten, die er gelesen hatte: Erzählungen von Ovid, historischen Beschreibungen von Caesar und Tacitus, biographischen Abrissen von Plutarch, Ratschlägen zur Lebenskunst von Seneca und Sokrates. Dann schrieb er Geschichten auf, die er von Freunden gehört hatte, alltägliche Vorfälle von seinem Landgut, Begebenheiten, die er noch aus seiner Zeit am Gericht und in der Politik in Erinnerung hatte, sowie Merkwürdigkeiten, deren Zeuge er auf seinen (bis dahin nicht sehr weiten) Reisen geworden war. Das waren seine bescheidenen Anfänge. Später kam immer mehr Stoff hinzu, bis er fast das ganze Spektrum seines Fühlens und Denkens abschrift, nicht zuletzt seine merkwürdige Reise in die todesähnliche Bewusstlosigkeit.

Der Gedanke an eine Veröffentlichung mag ihm schon früh gekommen sein, auch wenn er behauptete, er habe nur für Angehörige und Freunde geschrieben. Vielleicht begann er sogar mit der Absicht, ein Kollektaneenbuch zu schreiben, eine Sammlung thematisch geordneter Zitate und Geschichten, wie es zu jener Zeit populär war. Wenn dies der Fall war, so gab er die Idee bald wieder auf, womöglich unter dem Einfluss jenes Schriftstellers, den er neben Seneca am meisten schätzte: Plutarch. Plutarch hatte im 1. Jahrhundert n. Chr. anschauliche Biographien historischer Gestalten, die *Vitae*, geschrieben sowie die kürzeren Abhandlungen der *Moralia*, die im selben Jahr ins Französische übersetzt wurden, in dem Montaigne mit seinen *Essais* begann. Es waren Gedanken und Geschichten zu Fragen wie: «Können Tiere als vernünftig bezeichnet werden?» oder «Wie gelangt man zu innerem Frieden?» Plutarch hielt hierzu denselben Rat bereit wie Seneca: Konzentriere dich auf das, was vor dir liegt, und schenke ihm deine ganze Aufmerksamkeit.

Im Laufe der 1570er Jahre richtete sich Montaigne immer besser in

seinem Leben nach der Krise ein, und seine Aufmerksamkeit zu fokussieren wurde seine liebste Beschäftigung. Das produktivste Jahr war 1572, in dem er die meisten *Essais* des ersten und Teile des zweiten Buches schrieb. Der Rest folgte 1573 und 1574. Bis er so weit war, die *Essais* zu veröffentlichen, dauerte es aber noch lange. Vielleicht spielte er tatsächlich zunächst nicht mit dem Gedanken, vielleicht war er erst nach all den Jahren mit dem Ergebnis seines Schreibens zufrieden. Zwischen seinem Rückzug ins Privatleben im Jahr 1570 und dem 1. März 1580, dem Tag nach seinem siebenundvierzigsten Geburtstag, als er das Vorwort zur ersten Ausgabe der *Essais* abschloss, die ihn über Nacht berühmt machten, liegen jedenfalls zehn Jahre.

Schreibend hatte Montaigne seine «Hirngespinnste» und «Wahngebilde» überwunden. Jetzt beobachtete er die Welt genauer und entwickelte die Gewohnheit, innere Empfindungen und soziale Begegnungen sehr präzise zu beschreiben. Hierfür war Plinius sein Gewährsmann: «Jedermann, sagt Plinius, sei sich selbst der beste Lehrmeister, vorausgesetzt, er habe die Fähigkeit, sich genau zu beobachten.» Montaigne, der Mensch, der seinen alltäglichen Verrichtungen auf seinem Gut nachging, wurde stets von dem Schriftsteller Montaigne begleitet, der alles ausforschte und notierte.

Als er daher schließlich über seinen Reitunfall schrieb, ging es ihm nicht nur darum, die noch verbliebene Todesfurcht loszuwerden wie Sand, den man aus seinen Schuhen schüttelt, sondern auch darum, seine Selbsterforschung auf ein ihm bis dahin unbekanntes Niveau zu heben. So, wie er sich in den Tagen nach seinem Unfall immer wieder von seinen Bediensteten den Hergang erzählen ließ, so muss er jetzt seinen Geist erforscht haben, um jenes Hinübergleiten von damals nachzuerleben, als sein Atem oder sein Geist im Begriff war, seinen Körper zu verlassen, aber auch den Schmerz der Rückkehr ins Leben. Diese Erfahrung «verarbeitete» er, wie Psychologen heute sagen würden, indem er darüber schrieb. Er rekonstruierte die Geschichte, wie er sie tatsächlich erlebt hatte, nicht, wie man sie philosophisch korrekt erleben sollte.

Dieses neue Hobby war kein Zeitvertreib. Montaigne behauptete immer wieder, er habe die *Essais* unbekümmert hingeworfen, aber manchmal legte er diese Pose ab und gestand, dass es harte Arbeit war:

Es ist ein schwieriges Unterfangen – und dies weit mehr, als es scheint –, der so schweifenden Bewegung unsres Geistes bis in seine tiefsten und dunkelsten Winkel zu folgen und noch seine winzigsten Windungen und Wendungen auszumachen und aufzuzeichnen; und es ist zugleich eine völlig ungewöhnliche Beschäftigung, die uns von den gewöhnlichen Weltgeschäften abzieht.

Montaigne feierte die Schönheit des Dahingleitens über die Oberfläche des Lebens: eine Kunst, die er mit zunehmendem Alter immer mehr vervollkommnete. Gleichzeitig jedoch bemühte er sich als Schriftsteller darum, die Tiefen zu ergründen: «Wann immer ich mich glücklich fühle, sinne ich hierüber nach; ich schöpfe nicht nur den Schaum dieser Empfindung ab, sondern lote sie aus.» Er war so fest entschlossen, einem Phänomen auf den Grund zu gehen, das per definitionem als unauslotbar galt – dem Schlaf –, dass er sich von einem leidgeprüften Diener mitten in der Nacht wecken ließ in der Hoffnung, einen Blick in sein zurückweichendes Unbewusstes werfen zu können.

Montaigne wollte wegdämmern, gleichzeitig aber die Wirklichkeit festhalten und beobachten. Beim Schreiben war beides zugleich möglich. Selbst wenn er sich in seinen *rêveries* verlor, traf er insgeheim Vorkehrungen, um sie jederzeit zurückrufen zu können. Sterben lernen hieß loslassen, leben lernen hieß festhalten.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de